

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 155.

Berlin, Mittwoch den 27. Dezember

1843.

Italien.

Neapel in seiner heutigen Gestalt.

Zweiter Artikel.

Das Lottospiel ist eine wahre Wuth in Italien, und besonders in Neapel; denn die italiänischen Leidenschaften erreichen bei dem Neapolitaner ihre Mittagshöhe. Man findet die Spielhäuser hier so häufig wie bei uns die Schenken. Ein Volk ohne Brod und ohne Hemde, das von einem Tage zum anderen lebt, wirft alle Jahr vier oder fünf Millionen Franken ins Faß der Danaiden. Am Abend vor dem Ziehungstage sind sechs auf jedem Comtoir angestellte Personen zur Vertheilung der Billets kaum ausreichend. Man lockt die Spieler auf allerlei Weise: Blumengewinde von jeder Farbe schmücken den Eingang zum Lottohause und bieten den Vorübergehenden Ternern an, die so buntschweifig sind wie Parlekens. Liebst Du das Rothe? lege Dein Geld auf die rothen Nummern. Ziehst Du das Gelbe vor? wohlan, Dein Glück ist gemacht; hier hast Du eine Terne so gelb wie Gold. Oft bemerkt man im Hintergrunde des Saals drei Nummern mit durchscheinender Beleuchtung, welche die Inschrift führen: Ecco la vera sorte! (Hier ist das rechte Loos). Die Direction selbst lehrt Dich aus Uneigennützigkeit das Ergebnis der Ziehung schon im voraus kennen; wie könntest Du also an dem guten Erfolge zweifeln?

Mit Hülfe des Libro della Smorfia kann man jedes Ereignis zu einem Einsätze in die Lotterie benutzen. Dieses Buch ist ein Verzeichniß von Hauptwörtern, denen je eine Nummer gegenübersteht. Mag ein Gegenstand, der Dich lebhaft berührt hat, Dir im Traume oder im Wachen, in der Einsamkeit oder in Gesellschaft vorgekommen seyn: Du kannst getroffen die Lottosnummer wählen, die ihm in der Smorfia entspricht. Die glücklichsten und gesuchtesten Nummern sind diejenigen, welche sich auf unglückliche oder unangenehme Vorfälle beziehen. Ist irgendwo eine Feuersbrunst ausgebrochen, so wird das Lotto förmlich belagert; Jedermann verlangt eine und dieselbe Nummer. Man sieht sich genöthigt, die Zahl der Einsätze zu beschränken, und hat eine stark verlangte Nummer der Kasse schon ein gutes Sümmdchen eingebracht, so werden keine Billets mehr verabfolgt. Selbst im Kirchenstaate stehen die Lotterie-Büreaus noch an Sonntagen offen, wenn alle übrige Läden geschlossen sind. Ein Langschläfer, der Sonntags erst um Mittag aufsteht, hat in keiner Restauration mehr Zutritt; allein er kann das Geld für sein Frühstück noch auf eine Terne setzen.

Auch die Leute von der großen Welt befassen sich, theils aus Kurzwahl, theils aus ernsthafter Absicht, mit dem Lotto. Man hat ein Exemplar des Zauberbuchs im Hause und fragt es nach jedem Traume um Rath. Ich habe selbst gesehen, wie eine feine und geistreiche Dame in der Smorfia emsig blätterte und bald nachher einen Piaßer und ein Stück Papier, auf welches sie drei Nummern geschrieben, durch ihren Diener ins Lottohaus schickte. Die Ziehung geht jeden Sonnabend mit großem Gepränge von Statten. Magistrat und Geistlichkeit haben dabei ihre ehrenwerthen Vertreter; ein Priester segnet den Glückstopf, und ein Kind zieht die Loose. Der versammelte Haufe kann vor Erwartung nicht ruhig atmen; diejenigen, welche ihrer Sache ganz gewiß zu seyn glaubten und nun sich getäuscht sehen, verlassen den Saal heulend und wehlagend; unendlich viel seltener hört man Freudengeschrei. Jacchino's erwarten das Herauskommen der letzten Nummer, um die Neuigkeiten in den Straßen herumzutragen. Sie laufen aus Leibesträften und stellen die Liste einem anderen Jacchino zu, der an irgend einem Ablöseort steht und nun von seiner Seite rennt, was er rennen kann. In wenigen Augenblicken ist die Ziehung durch ganz Neapel bekannt. Um die Schnelligkeit dieser lebendigen Telegraphen zu ermessen, nahm einer meiner Freunde gleich nach der Ziehung einen Wagen und ließ sich im Galopp bis auf den Alten Markt fahren: er fand hier die Nummern vor einer Lottobude schon angeschlagen!

Auf Geld ist man in dem schönen, aber armen Italien überhaupt schrecklich erpicht und hat nur zu viele, theils erlaubte, theils unerlaubte Mittel erfunden, bis zu seinem Besitze verhelfen sollen. Doch urtheilen die Reisenden in dieser wie in anderer Beziehung oft einseitig, egoistisch oder nach mitgebrachten Vorurtheilen. Sie machen persönliche Erfahrungen angenehmer oder unangenehmer Art und entscheiden nun vom Dreifuße, wie viel oder wie wenig das Land werth sey. Einer, dem sein Koffer gestohlen worden ist, glaubt sich von lauter Mördern und Spitzbuden umgeben; wogegen sein Nachbar, dessen Gepäck unverfehrt geblieben, kaum an das Vorhandenseyn solcher

Leute glaubt. In der ersten Zeit meines Aufenthalts zu Neapel hatte ich keinen Menschen ob schlimmer Streiche in Verdacht. An einem schönen Tage wurden mir in der Straße Toledo, und zwar in weniger als einer Stunde, zwei Taschentücher gestohlen. Ich steckte nichts mehr in meine hinteren Rocktaschen und verzied den Dieben um ihrer Geschicklichkeit willen. Am 18. Mai erhielten drei Straßenräuber, welche in vergangener Nacht Jemand überfallen und gemordet hatten, öffentlich hundert Stockprügel als Vorschuß auf das Endergebnis ihres Prozesses. Mein Unglaube ward etwas erschüttert. Einige Wochen später erhielt ein ehrenwerther Mann, der einen Fremden aufmerksam machte, daß man ihm sein Taschentuch stahl, von einem zweiten Diebe einen Messerstich und außerdem die Mahnung, sich hinführo nicht mehr in die Angelegenheiten Anderer zu mengen. Jetzt wurde ich nachgerade mißtrauisch. Vor meiner Abfahrt nach Sicilien erfuhr ich, daß man bei Taormina einen Franzosen angehalten und rein ausgeplündert hätte. Wäre ich damals mit meinem Stockdegen einem frisch von Marseille angekommenen Landsmann begegnet, so würde er sich vielleicht über mich lustig gemacht haben, und nach einiger Zeit hätte ich ihn, mit Sackpistolen bewaffnet, wiedergefunden.

Bei dem Allen sind die Straßenräuber selbst in Italien noch ziemlich selten, und wer ihnen begegnen will, der verfehlt sie gewiß. Ich gestehe, daß ich keinen Erzpriester so eifrig aufgesucht hätte, wie den weitberufenen „Banditen der Abruzzin“, dessen Geheimnisse mir zu viel werth sind, als daß ich sie verrathen möchte. Man erzählte mir, unter dem vorigen Könige von Neapel sey, nach mehreren strengen Bestrafungen, eine Amnestie bekannt gemacht worden, in deren Folge Offiziere die Häuptlinge der Räuber zu einem Schmause einluden. Die Eingeladenen erschienen und setzten sich vertrauensvoll zu Tische. Beim Nachtisch aber brachen, auf ein gegebenes Zeichen, königliche Truppen herein und mepelsten die Gäste unbarmherzig nieder. Dies war ein furchtbarer Schlag für das Räuberwesen, von dem es sich mit Mühe wieder erholen wird.

Während aber die Maßregeln des Generals Manes und jenes hinterlistige Gastmahl die Wurzel der Banditen ausgerottet haben, ist die Bettelei durch dieselben nicht im Geringsten gesteuert worden. Ganze Schaaren Unglücklicher, die um Almosen stehen, versperren Dir den Weg, Einige mit Klagegeschrei, Andere heiterer, mit Fraßen und Luftsprüngen. Auf Ischia hört man, von einem Ende der Insel bis ans andere, nur den unzählige Mal wiederholten Ruf: Signor, bajocco! Der Bauer, der sein Gemüse zu Markte bringt, hält seinen Esel an, um Dir bettelnd seine Hand entgegen zu halten. Ein junges Mädchen, das aus einem von Reben umzogenen Fenster sein niedliches Köpfchen streckt, lächelt Dir anmuthig zu und bittet um einen Bajocco. In den Straßen von Neapel murzeln die Schildwachen bei nächtlicher Weile zaghaft: un piccolo regalo (ein kleines Geschenk)! Der Arme ist hier nie verschämt; Du findest in Neapel nicht so leicht wie in Frankreich jene stolzen und verzweifelten Unglücklichen, die ihr Unglück stumm in sich hineinwürgen: ein Neapolitaner trägt sein Elend unbedenklich zur Schau und zieht so viel Nutzen davon, als ihm möglich ist. Unter den Bettlern von Gewerbe haben Manche ein bewundernswürdiges Talent: die Mannigfaltigkeit der Redewendungen, die Schönheit des Vortrags, die Gewalt ihrer Mimik erheben sie zu wahren Künstlern.

In ganz Italien, mit Ausnahme des lombardisch-venetianischen Königreichs, steigert die Paß-Polizei ihren Geschmack an Abgaben bis zum Enthusiasmus. Der Reisende muß zahlen, um in eine Stadt zu kommen, um hindurchzufahren, um mehr als drei Tage zu verweilen, um eine Sicherheitskarte zu erhalten, seinen Paß visiren zu lassen, für Empfangscheine, für die Erlaubniß, den Paß auf einem Bureau wieder in Empfang zu nehmen und auf einem anderen Bureau ihn vorzuzeigen, wo von neuem bezahlt wird. Junge Künstler, die nicht sehr bemittelt sind, haben am Schluß einer Reise nach Italien gewiß mehr als eine monatliche Rate ihrer Einkünfte für Paß-Gebühren hingeopfert, der Trinkgelde zu geschweigen, welche die herkulischen Lastträger, die Alles, was sie für Dich zu schleppen haben, immer todesmüde macht, noch außer ihren bedungenen Lohn verlangen. In jeder Stadt, jedem Dorfe, jedem Weiler muß der Durchreisende seine Papiere vorzeigen und den Soldaten beschenken, der sie zurückerbringt. Mein Paß war am Ende zu einem geblöhten Bande angeschwollen, noch illustrirter als das „nicht kleine Register“ des Leporello.

Werfen wir jetzt auf den Zustand der Literatur und Kunst einige Blicke. Neapel hat in der geistigen Bewegung Europa's immer eine wichtige Rolle gespielt. Es wird einen noch ehrenvolleren Rang einnehmen, wenn man einst der Fülle von Ideen, die jetzt ohne Zweck und ohne Ergebnis sich verzetten,

eine nützliche Richtung giebt. Wir ersehen aus der voluminösen Monatschrift *Il Progresso*, daß die Wissenschaften, die Literatur und die Kritik nur des Augenblicks harren, wo ihnen ein freier und kräftiger Aufschwung gestattet seyn wird. Es fehlt ihnen eine unerlässliche Bedingung, die Freiheit, ohne Furcht und Rücksichten reden zu können. Schändlich und unverantwortlich, daß ein Mann wie der tiefe Galuppi seine Worte abwägen und einen Theil seiner philosophischen Ideen in petto behalten muß! Viele ausgezeichnete Männer suchen im Auslande, d. h. außerhalb der „Beiden Sizilien“, Glück und Anerkennung. Der Großherzog von Toskana hat von einer Reise nach Neapel mehrere junge Gelehrte mitgebracht, die jetzt in Pisa und in Florenz angestellt sind. Von den ehemaligen vier öffentlichen Bibliotheken Neapels ist eine nicht mehr vorhanden; einer der Custoden hat sehr viele der seiner Obhut anvertrauten Bücher ganz ohne Skrupel verkauft. Die Kataloge gehen nur bis zum Jahre 1808, so daß man nicht genau wissen kann, was diese Bücher-Sammlungen Alles enthalten.

Die literarische Zeitschrift *Salvator Rosa* hat Männer von Geist zu Mitarbeitern; es werden aber fast nur Kleinigkeiten in derselben besprochen. Die Censur schreckt jeden ab und entmuthigt ihn — den Kritiker, den lyrischen Dichter und den Dramatiker. Als Rossini's Oper „Wilhelm Tell“ zur Auf-führung kommen sollte, wurde der Text auf die abgeschmackteste Weise um-gemodell: statt seinen Tyrannen tödten zu dürfen, mußte sich Tell am Schlusse von Gendarmen ergreifen und ins Gefängniß abführen lassen!! In der Ueber-setzung des Textes von Gabrielle de Bergy wollte man den Zweikampf zwischen Hapel und Coucoy nicht gestatten, da in Neapel eine sehr strenge Strafe auf dem Duell steht. Der Uebersetzer brachte dafür einen Mordmord in Vorschlag; man fand, daß dieser ein besseres Beispiel geben würde, und Hapel erdolchte nun heimtückischer Weise seinen Gegner.

Seit dem diesjährigen Mai befinden sich die Theater Neapels in neuen Verlegenheiten. Das Wort Gott, das Wort Hölle und noch mehrere andere sind aus ihrem Vokabulare verbannt worden; man darf sie ein für alle Mal auf der Bühne nicht mehr gebrauchen, indem das Theater eine heidnische Anstalt ist. Was soll nun aus O Dio! werden, diesem Pfeiler so vieler Rezitative? Womit ersetzt man so manche stehend gewordene Phrase? Es wird also fernherhin keine „Hölle im Herzen“ mehr geben; die Verfasser der Libretto's müssen ganz neue Phrasen dreheln, sich neue Bahnen brechen, und die Komponisten — wird ihnen diese Reform gleichgültig seyn? Gewiß ist es notwendig, daß Achtung vor der Religion aufrecht erhalten werde; eine Regierung aber, die der Religion durch kleinliche Maßregeln noch größere Achtung verschaffen will, bewirkt viel eher das gerade Gegentheil.

Paul de Musset.

Frankreich.

Das Ende der Welt, nach den Ansichten der älteren und der neueren Zeit.

(Fortsetzung und Schluß.)

Auch das heidnische Alterthum versagte den Todten die Rückkehr ins Leben nicht, und der gierige Acheron läßt manchmal ein Opfer entkommen. Demokrit und Phokilides verbieten das Verbrennen der Todten, in der Hoffnung, sie könnten wieder einmal aufleben. Doch war bei den Griechen und Römern der Glaube an Auferstehung keinesweges allgemein, und wenn ein Todter das Licht wieder sah, geschah es nur auf Beschwörung eines Zauberers oder aus Laune eines Gottes. Solches Wunder nützte auch dem Menschen wenig, denn er fand in seinem neuen Leben die alten Unvollkommenheiten und Leiden wieder. Es war eine schwache Nachahmung der Seelenwanderung, die eben so die Guten und Schlechten wieder in die alten Verhältnisse und unter die alten Einflüsse brachte.

Die Aegyptier scheinen klarer über die Auferstehung gedacht zu haben, wie man aus ihrer ängstlichen Sorge für ihre Todten schließen kann. Indeß dürfen wir hier so wenig wie überall, wo von Aegypten die Rede ist, eine bestimmte Behauptung wagen. Denn das seltsame Volk, das dieses Land der Geheimnisse bewohnte, hat keine Sprache und seine Gedanken mit ins Grab genommen und uns nur Leichname und Sphinx zurückgelassen, die unsere Fragen beantworteten sollen. In den heiligen Büchern der Inder war der Glaube an die Wiedererweckung deutlich ausgesprochen, und die Zend-Avesta verheißt, daß einst die Leiber, die der Erde anvertraut worden, gleich den Sandkörnern keimen und zu einem schöneren Leben erblühen würden.

Christus, „der Erstgeborene unter den Todten“, gab mit der Unsterblichkeit der Seele auch das Versprechen einer Erweckung des Körpers und bestätigte durch das Wunder der Himmelfahrt die Wahrheit seines Wortes. Paulus lehrte die Auferstehung unter den Heiden, aber sie hatten nur einen vagen Begriff von der Ewigkeit der Materie und wiesen das neue Dogma von sich, bis man ihnen einen Todten würde gezeigt haben, der aus der Gruft gestiegen sey. Gleiches thaten die ersten legerischen Sekten, doch diese mehr aus einem Ueber-maß von Spiritualismus. Sie konnten sich keine Seele denken, die, einmal frei, in ihren Körper wieder zurückkehren wollte, keinen Leib, dessen Theile aus allen Enden der Welt zusammengesucht werden müßten, keinen Gott, der wieder aufbaute, was er einmal zerstört hat. Die Kirchenväter wußten empirische und metaphysische Gegengründe zu finden. Der Körper, meinten sie, verhalte sich zur Seele nicht wie eine Hülle, sondern wie der Stoff zur Form. Das Fleisch sei der Genosse des Geistes in Sünde und Tugend und habe darum von der göttlichen Gerechtigkeit entweder die ewige Verdammniß oder die ewige

Glückseligkeit zu erwarten. Sie beriefen sich auf die Auferstehung Christi, auf den Phönix, auf Alkestis und Pelops, auf Lazarus, auf Jaira Tochterlein und den Sohn der Witwe zu Nain. An Beispielen konnte es ihnen durchaus nicht fehlen, da es keinen Märtyrer gab, der nicht wenigstens seine drei Todte auferweckt hatte. Dies wurde wiederholt bis herab zu den Alchymisten, ja bis zu Malebranche. Selbst der große Leibniß schließt von den Fliegen, die im Winter sterben und im Frühling wieder aufleben, daß die Medizin und Physik einmal im Stande seyn würden, Körper wieder zu beleben, deren wesentliche Theile erhalten worden wären. Die Klügsten unter den Gläubigen glaubten und verwiesen die Frager auf die menschliche Kurzsichtigkeit und die Wunderkraft des göttlichen Wortes.

Seyen diese Gründe nun schwach oder stark, der Glaube an die Auferstehung hat überall feste Wurzel gefaßt. Seit dem Ende des vierten Jahrhunderts waren die Waldenser des Mittelalters die einzigen Ketzer, die ihn zu verwer-fen wagten. Er ist in der Liturgie in vielen Symbolen ausgesprochen und auf den Grabmälern durch zahlreiche Bilder verfinnlicht. Die Formel in speem beatae resurrectionis tröstete den Menschen, der aus dieser Welt der Finsterniß und des Jammers schied, mit der Hoffnung eines neuen Lebens im Lichte des Herrn, und die grünenden Myrthen- und Lorbeerblätter unter dem Haupte des Begrabenen waren eine Bürgschaft, daß, die in Christo sterben, nie zu leben aufhören. Auf den Friedhöfen, auf jenen Feldern „der Saat, gesäet von Gott am Tage der Gerben zu reifen“, legen wir noch heute unsere Todten mit dem Gesicht nach Osten, daß sie der Strahl der Morgenröthe treffe, die einst den ewigen Tag heraufführt.

Aber noch blieben viele Fragen zu lösen. Sollten die Embryonen, die im Mutterleibe sterben, ein Daseyn gewinnen, das sie nie gekannt haben? Werden die gestorbenen Kinder als Männer und die Weiber, die der scharfsinnige Dun Skotus für unvollständige Wesen erklärt, wieder als Weiber auferstehen? Wie soll man Fleisch und Knochen der Sklaven wiederherstellen, mit denen Pollio seine Fische fütterte? und wenn ein Mensch den anderen auffriszt, welcher von beiden ist auferstehungsfähig? Die allzeit fertigen Theologen sind für jedes dieser Probleme mit Antwort versehen. Die galanteren meinten, man könne den Frauen, ohne sein Gewissen zu belasten, als vollkommenes Wesen, für das jenseitige Leben ihre Integrität zugesprechen. Die Fötusfrage wurde von Hieronymus Maggi in Mailand und Dr. Jilelak von der Sorbonne gründlich behandelt und zum Nachtheil der Fötusse gelöst. Die Menschenfresser verurtheilt Jilelak, dem Opfer ihres Appetits alle verzehrten organischen Theile wiederzuerstatten. Bei der Rippe Adam's, aus welcher Eva geformt wurde, findet Maggi gerechte Schwierigkeiten und hat nach unserer Meinung nicht befriedigend über sie entschieden.

Die Juden des Mittelalters, welche auch an eine Auferstehung des Fleisches glaubten, stießen ebenfalls bei der Spezifizierung des Wanders auf ganz eigenthümliche Schwierigkeiten. Denjenigen, die an der Seelenwanderung hielten, machte es Sorge, wie die eine, untheilbare Seele ihre verschiedenen Körper zugleich beleben könne. Endlich, nach langer und reifer Ueberlegung, wurde man einig, sie könne zwischen dem ersten und letzten Körper wählen, während die anderen wie Steine liegen blieben. Viele glaubten, alle zerstreuten Stäubchen, die früher zu dem Körper gehört hätten, sammelten sich um einen kleinen unzerstörbaren Knochen der Wirbelsäule. Die Rabbinen hielten irgend einen befruchtenden Thau zur Belebung der Erbeine für notwendig und versicherten, um die Auferstehung vollkommen zu machen, daß die Todten angekleidet aus dem Grabe steigen würden.

So unschwärmten gerade, als der Glaube am regsten war, tausend nür-rische Fragen alle Mytherien des Menschenlebens, doch unter diesen wunder-lichen und wechselnden Auslegungen begegnen wir einer sinnigen und bestän-digen: wir meinen die des Konzils. Zwei Worte haben das Licht geschaffen, zwei Worte: *Surgite mortui!* werden die Menschen aus der Grabesnacht führen, denn für die Stimme Gottes hat auch der Todte ein Ohr. Und das Fleisch wird sich um die dürren Knochen legen, jegliches Glied seine Verbin-dung finden und der Mensch in der Hülle der moralischen und physischen Kraft, in dem Alter von dreiunddreißig Jahren, in dem Alter des Heilands, da er starb, dem Leben wiedergegeben seyn.

Die Mythe, der Mensch müsse im Augenblick des Todes vor Richtern er-scheinen, die ihn belohnen oder bestrafen, zieht sich unangetastet durch das ganze Menschengeschlecht. In Aegypten wägen zwei Priester in Gestalt eines Schakals und eines Sperbers vor Isis die guten und schlechten Handlungen ab. Die hölli-sche Justiz der Griechen, Minos, Aeakus und Rhadamanthus, zeichnete sich, wenn man Plato glauben darf, eben nicht immer durch Gerechtigkeit aus, und Jupiter, der zum Unglück zuweilen nicht genau wußte, was er selber that, mußte oft von Pluto herbeigerufen werden, das Urtheil zu revidiren, das der unterirdische Gerichtshof in erster Instanz gefällt hatte. Bei den Aegyptern also entschie-den Menschen, bei den Griechen untergeordnete Wesen, im Christenthum aber entscheidet Gott selbst, er, die unwandelbare Gerechtigkeit. Indeß gibt dieses Gericht im Augenblick des Todes nur für ein erstes, dessen Ausspruch allein Gott und dem Angeklagten bekannt sey. Nach Vernehmung des Urtheils zieht sich die Seele an unbekannte Orte zurück und erwartet in Freude oder Trauer das allgemeine Gericht. Dann sollen die Tyrannen erfahren, daß ihr Gold Syren ist in der Schale der Wahrheit, und die Unterdrückten verherr-licht werden vor ihren Unterdrückern. Wenn Gott auf Erden die Strafe verschob, so wird sie hier desto furchtbarer seyn, und wenn er die Belohnung vorenthielt, dann war sie zu groß für das irdische Herz. Diesen Glauben haben die *Prisostov* mit Erfolg im Interesse der Moral benutzt und Dante und Michel Angelo in ihren gigantischen Schöpfungen nicht minder ergreifend gepredigt.

Wie der Apostel Johannes den Herrn am jüngsten Tage geträumt hatte, so erwartete ihn das Mittelalter. In's Thal Josaphat strömen die Auferweckten; auf dem Delberge erscheint Christus, noch blutend an den Kreuzswunden, ihm zur Seite Gott der Vater, der heilige Geist und die Jungfrau als Symbol der Milde und Verzeihung. Er thront auf Wolken, die aus Licht gewebt sind, und Engel halten das wahre Kreuz, das nicht minder seine Auferstehung feiert. Auf einen Wink des Erzengels erbellen sich die kleinsten Falten des Gewissens der Menschen, zum Jubel der Gerechten, deren Fehler vor ihrer Neue verschwinden, zur Verzweiflung der Bösen, denen selbst die Thräne versagt ist; alle Erinnerungen werden wach und erscheinen dem allgegenwärtigen Auge des Herrn. Und Gott sendet den Einen die Boten der Vergeltung, den Anderen die Diener der himmlischen Rache. Die Seligen steigen gen Himmel gleich Sternen, ohne Schatten, strahlend im eigenen Licht und Palmen in der Hand, singen sie Hymnen zum Preise Gottes. Die Narben der irdischen Leiden sind verloscht auf dem neuen Fleische, das die Auferstehung von seinen physischen Gebrechen geläutert hat, auf daß sich erfülle das Wort des Apostels: Mißgestaltet ward er auf die Erde gesetzt, und in ewiger Schönheit strahlend schied er von ihr. Nur die Märtyrer behalten die Wunden ihrer Mißhandlungen, aber diese Wunden glänzen in wohlthuendem Lichte. Und weil ihnen ein solcher ätherischer Leib verheißen war, haben die Gläubigen ihre sterbliche Hülle geopfert und die Wühenden ihr Fleisch gezeißelt.

Aber zur Linken Gottes, auf dem Felde der Verdammnis, ertönt Stöhnen und Lästerung. Wie von den Hunden die Heerde, wird die Schaar der Verfluchten von den Dämonen zusammengetrieben. Der Buhler an die Kinder gefettet, die von seinem Raube lebten, der Verführer an seine Buhle, der ungerechte Richter an den falschen Zeugen, der gewissenlose Arzt an den Verkäufer verfälschter Heilmittel, stürzen sie sammt ihren Bitten und Klagen in die lichtlose unverlöschliche Gluth. Und wenn der Letzte den Flammen überliefert ist, herrscht einen Augenblick Dede und Leere auf der Erde, wie die reifen Feigen von den Aesten, fallen die Sterne vom Himmel, noch einen Augenblick — und der Erdball steht in Flammen. Ueber die Quelle dieses Feuers konnten sich die Theologen nicht recht einigen, aber so viel wußten sie, daß die Elemente um Willen ihres Kontakts mit der sündigen Menschheit gereinigt werden mußten. Die Luft war das Echo unreiner Worte, und die Erde trank das Blut der Erschlagenen. Das Wasser aber trägt das Element der Ablution in sich, und das Feuer kommt zu der Ehre des Reinigens, weil ihm der Mensch am fernsten stand.

So pflanzte sich unter der Sanction des Christenthums die stoische Lehre von der Verbrennung fort, und die Römer nahmen sie so gut an, als die Rechtgläubigen. Die nordischen, indischen und mohammedanischen Sagen sprechen ebenfalls von der Zerstörung des Weltalls durch Feuer, und merkwürdiger Weise stimmt die skandinavische Sage in manchen Punkten genau mit der katholischen überein. Die Sonne verdunkelt sich, die Sterne erlöschen, die Erde zittert, und die bösen Geister und Riesen ziehen gegen die Götter, wie der Antichrist gegen den Heiland. Uebrigens ist das Dvinsche Paradies äußerst komfortable und wird durch Dafen geheizt.

Aber diese schöne Erde sollte im Raume keine Spur zurücklassen, als einen Trümmerhaufen? auf ewig sollten die Sterne ausgeglüht haben? Nein, für das Nichts hat Gott keinen Blick, und das Christenthum in seiner unerschöpflichen Liebe schenkte sein Mitleid auch der leblosen Natur. „Ich sah“, sagt der Apostel Johannes, „einen neuen Himmel und eine neue Erde, ich sah das himmlische Jerusalem, wie eine Braut geschmückt, aus dem Schooße Gottes hervorgehen.“ In dieser Stadt mit diamantenen Thoren wohnt Gott in der Mitte der Menschen, die keine Mühen und keinen Kummer mehr kennen. In Origenes, Tertullian und Laktantius hat die neue Erde ihre Geographen gefunden. Sie schildern sie ohne Meer, ohne Vulkane und Thiere, durchsichtig wie eine Krysallkugel und bewohnt von Menschen, die nichts essen und keine Schatten werfen. Christus aber wird tausend Jahre dieses neue Reich beherrschen. — Die Juden, welche kein Vaterland hatten, griffen mit Begeisterung diese Verheißung auf, und den göttlichen Fluch und die Mißhandlungen der Menschen vergessend, träumten sie von einer neuen Heimat.

So mühte sich das Mittelalter ohne Unterlaß ab, den Kreis zu erweitern, in den die Vorsehung den Geist gebannt hat, und hundert Schwärmer hatten hundert Visionen, an die sie glaubten und glauben machten. Und diese Träume lagen nicht verschlossen in den Zellen der Mönche oder den Bibliotheken der Klöster, sie lebten und machten die Runde um die Welt. Man war nur zu empfänglich für Schrecken und Furcht, suchte für jedes Ereigniß eine mystische Bedeutung und erwartete, ohne Ahnung eines Fortschritts des Menschengeschlechts, von der Zukunft nichts als Elend. In der ersten Kirche war man überzeugt, die Vorsehung habe die Dauer der Welt an die Dauer Roms geknüpft. Die Erscheinung der Barbaren, ihre Siege, die innere Zerwürfniß, der Untergang der republikanischen Tugenden, Alles weißte den entarteten Kindern des Dardanus die nahe Vernichtung. Da erinnerte man sich, daß die sibyllischen Bücher der Stadt Rom eine ewige Nacht verhießen, und das Orakel der Högen beruhigte die Christenheit über die schweren Drohungen der biblischen Sage; ja, Laktantius und Tertullian beteten, den jüngsten Tag abzuwenden, mit den Märtyrern, ihren Brüdern, für die heidnische Stadt und den Cäsar. Im Jahre 419 wird in Palästina ein Erdstöß gespürt — alsbald denkt man an das Wort des Propheten, daß vor dem Ende der Tage die Berge hüpfen werden, wie Widder. steht Christus auf dem Delberge erscheinen, Kreuze auf den Kleidern der Heiden funken und lange Feuerreisen, wie einst auf Sodom, jetzt auf ganz Palästina regnen. Hesyhius, Bischof von Salona, erkundigt sich in einem Briefe an den heil. Augustinus ganz naiv, ob es wahr sey, daß das Ende der Welt gekommen? Der Bischof von Hippo ant-

wortet ihm, Gott würde ohne Zweifel dem Menschengeschlecht noch eine Frist von einigen Jahren bewilligen, denn noch sey nicht erfüllt, was geschrieben steht, daß aller Orten das Evangelium gepredigt würde vor dem Ende der Tage. Im zehnten Jahrhundert, diesem eisernen Zeitalter der Kirche, verdoppelt sich der Schrecken. Abbo, Mönch zu Fleury, erzählt, daß zu seiner Zeit in den Kirchen von Paris gepredigt wurde, der Cyclus von tausend Jahren sey zu Ende und Christi Ankunft nahe. Zum Uebermaß der Angst hätte man ausgerechnet, die Welt verbrenne unwiderrüßlich, wenn Mariä Verkündigung auf einen Charfreitag falle. Dieses Zusammentreffen fand 997 statt, und überall geschahen Wunder. Am neunundzwanzigsten März im Jahre 1000 flog gegen Abend ein Drache aus einer Wolke, einige Tage später kämpften feurige Heere am Himmel, worauf ein Blutregen erfolgte. Am achtzehnten März 1010 verdunkelte sich die Sonne, und am neunundzwanzigsten September desselben Jahres ward Jerusalem von den Ungläubigen erobert. Die Juden wurden beschuldigt, das heilige Grab verrathen zu haben, und aus den Städten gejagt, gesteinigt und ertränkt. In dieser allgemeinen Erwartung des unvermeidlichen Untergangs versäumte man, die schadhafte Kirchen auszubessern und neue zu bauen. Eine dumpfe Gleichgültigkeit, wie von Sterbenden, hatte sich der ganzen Christenheit bemächtigt, und die Einzigen, die noch Mannes genug waren, sich mit den realen Interessen des Lebens zu beschäftigen, die Mönche, die für ihren Weinkeller sorgen mußten, und die Raubritter, die Ablasbriefe kauften, datirten ihre Urkunden: termino mundi appropinquante, als wollten sie voll Behmuth damit sagen, daß die schönen Tage bald ein Ende nehmen würden. Doch war trotz der Angst und unheimlichen Spannung die Ausgelassenheit nicht gering, und die Sittenverderbnis galt für ein untrügliches Vorzeichen der gefürchteten Katastrophe. Die Reuigen flüchteten ins Kloster, um auf der geweihten Asche zu sterben, dem einzigen Leichenlager, das eines Christen würdig sey, sagten die Gottbegeisterten. Man fing an, der Armen und Leidenden zu gedenken, gründete Hospitäler, ließ die Sklaven frei, und Thibaut de Mailly konnte mit Recht sagen: „O Tod, du wirkst Segen mit deinem Dräuen, du reinigst die Seele, wie das Sieb das Korn reinigt, und gewinnst, die nur an Gott denken, wenn er donnert, den christlichen Tugenden wieder!“ Aber ohne Blitz zogen die Wolken vorüber, und die Sünde lockte von neuem. Gut oder schlecht, die Welt rückte weiter, und man dachte lange nicht an ihr Ende. Da erschien der Komet von 1680 am Himmel, und die aufgeklärten Unterthanen Ludwigs XIV. kreuzten sich, trotz Bayle's gelehrten Abhandlungen, vor dem Vorboten des jüngsten Gerichts. Und sind etwa unsere astronomischen Hypothesen gar so viel besser durch hypothetische Zahlen gestützt, als die scholastischen Weissagungen durch ihre Trugschlüsse? Wissen die Geologen und Astronomen von der Schlussscene des Menschen-Dramas mehr als die Mönche und Astrologen? Ist das Horoskop des Instituts untrüglicher als das der Sorbonne? Und ließe man sich endlich überreden, an den jüngsten Tag zu glauben, welche von den vielen vorgeschlagenen Todesarten wird das Schicksal an uns erektiren? Werden wir erfrieren, verbrennen, ertrinken, zerfließen oder versteinern? Wann wird die Schicksalsstunde schlagen? Man erwartete sie am achtzehnten Juli 1816; man erwartete sie 1832 und 1840, und selbst diesmal rettete die zähe Menschheit ihr Leben aus der Gefahr. 1816 schrieb Hoffmann darüber eine geistreiche Betrachtung, 1832 Beranger die schöne Ode: Es mag zu Ende gehn, die Welt ist alt genug!

Seltamer Wechsel der Dinge! Von den Schrecken der Apokalypse sind wir an ein modernes Lied gekommen. So erhob sich aller Orten und in allen Zeiten, selbst in den frömmsten Jahrhunderten, der neidische Zweifel neben dem reichen Glauben, der Spott neben der Begeisterung, der Jubel neben der Thräne. Und dennoch mögen wir ernst bleiben bei den Phantasien des Mittelalters, denn die Vernunft des Menschen deckt mit ihrem Schatten Träume, durch deren abenteuerliche Gestalten ein ewiger Gedanke zieht, ein Gedanke voll Trost und Schrecken, der Gedanke der Verköhnung. Mit erbarmungsloser Strenge wird das Böse verfolgt bis in die Materie, die sich im rächenden Feuer von ihrer passiven Sünde reinigt und vergeißt selig wird im tausendjährigen Reich. Der Tod und das Nichts sind besiegt, und wenn der Kuchlose verzweifelt die Sonne über den Trümmern der Erde erblaffen sieht, hofft der Gerechte; denn jenseits der Zeit erhebt sich die Sonne der ewigen Liebe. (R. d. P.)

Die Neger-Emancipation in den französischen Kolonien.

Zweiter Artikel.)

Die vollkommene Freiegebung der Neger soll — darin ist man einverstanden — durch eine mittelmäßige liegende Verfassung, durch eine sogenannte „Uebergangs-Periode“ vorbereitet werden. Was für eine Verfassung soll das aber seyn? Hier haben die Meinungen in zwei Systeme sich getheilt, die beide am Schluß des unserm ersten Artikel zum Grunde liegenden Berichtes der französischen Kommission, an deren Spitze der Herzog v. Broglie steht, als Vorschläge formulirt sind.

Das System der Minorität ist im Wesentlichen folgendes: Man theilt die Sklaven-Bevölkerung in drei große Kategorien: Kinder — Jünglinge und Erwachsene, die arbeiten können — Greise und geistliche Personen. Der Staat kauft die Kinder; er kauft sie in dem Maße, als jedes geborene oder zu geborenen Kind ein bestimmtes Alter erreicht, und zwar um den

*) Vgl. Nr. 143 des Magazins.

mittleren Preis eines Kindes von diesem Alter. Als nunmehriges Eigenthum des Staates bleiben diese Kinder bei ihrer Mutter vermittelt einer gütlichen oder mit dem Herrn der Mutter gesehmäßig getroffenen Uebereinkunft. Sie bleiben auch im Stande ihrer Mutter bis zum 20sten Jahre; der Staat läßt sie mit der Aussicht auf die Freiheit, die ihrer wartet, erziehen. Haben sie das 20ste Jahr erreicht, so erklärt der Staat sie als freie Leute. Zu gleicher Zeit werden, vermittelt gütlich geregelter Schadloshaltung, die Mutter, wenn sie noch lebt, und der Vater, wenn er bekannt, d. h. wenn das Kind aus rechtmäßiger Ehe ist, freigelassen. Die jungen Freigelassenen müssen für ihre alten Aeltern Sorge tragen. Was die jungen Leute und die Erwachsenden der gegenwärtigen Generation betrifft, so regelt das Gesetz die Bedingungen des Zustandes der Sklaverei so, daß die Verfassung der Familien, die Fortschritte der religiösen und moralischen Erziehung möglichst begünstigt werden. Das Gesetz bewilligt den Sklaven beider Geschlechter ein Recht, bewegliche Güter zu erwerben und zu besitzen; es verschafft ihnen eigenes Vermögen, indem es ein heutzutage fast allgemeines Herkommen obligatorisch macht, den herkömmlichen Gebrauch nämlich, ihnen allwöchentlich einen freien Tag und ein kleines Ackerfeld zu überlassen; es giebt ihnen das Recht, sich mittelst des Ertrags ihrer Wirthe um einen verabredeten Preis loszukaufen. Das Gesetz spricht endlich die Alten und Schwachen frei, sofern ihr Unvermögen in guter Form beglaubigt ist, und verpflichtet ihre Herren, sie für die kleinen Dienste, die sie noch leisten könnten, angemessen zu entschädigen. Solchergehalt würde kein der heutigen Generation angehörendes Individuum als Sklave sterben, es sey denn, daß Krankheit oder Zufälle seinem Leben ein plötzliches Ende machten.

Gegen diese allmähliche Emancipation hat die Majorität vier Haupt-Einwürfe:

1) Sobald man einräumt, daß Frankreich in eine politische und dringende Nothwendigkeit verlegt ist, die Sklaven in seinen Kolonien zu emancipiren, so muß auch schon jetzt eine Epoche der wirklichen Emancipation festgesetzt werden, wo alle Sklaven ohne Ausnahme Freiheit und bürgerliche Stellung erhalten; im anderen Falle würde man nichts thun, um die vorhergesehene Gefahr abzuwenden, und die Lage der Sklaven, als Masse betrachtet, nicht wesentlich ändern.

2) Nicht minder nothwendig ist es, daß man die Stellung der Pflanzler bestimmt regle und von ihrer Seite jeden systematischen Widerstand gegen die projekirte Maßregel vergeblich mache. Dazu kann aber das System einer allmählichen Emancipation nicht führen. Dieses zieht keine unzerstörbare Gränzlinie zwischen Vergangenheit und Zukunft; es steckt kein unüberschreitbares Ziel, welches den Widerstand der Kolonisten entmuthigen und die Ungeduld ihrer Gegner besänftigen könnte. Der Streit zwischen beiden Theilen wird zum Nachtheil aller Interessen fortdauern.

3) Wie soll man es mit den Kindern halten, welche die Regierung allein frei ließe und sonach von ihren alten Herren trennte? Wird man sie faktisch und von Rechts wegen freisprechen, wie das englische Parlament 1833 gethan? Oder sollen sie als Sklaven bei ihren Müttern bleiben, bis die Letzteren frei sind? Oder endlich in der Eigenschaft von Lehrlingen bei ihren Herren, bis sie zwanzig Jahr alt sind? Das erste Verfahren wäre mislich, weil man die Kinder sich selbst überließe und sonach einer unvermeidlichen moralischen Entartung bloßstelle; durch das zweite Verfahren würden die Wohlthaten der Emancipation annullirt; durch das dritte aber die Familien-Verhältnisse unnatürlich gemacht, indem freie Kinder neben ihren als Sklaven dienenden Aeltern lebten und arbeiteten.

4) Endlich kann man unmöglich hoffen, daß Sklaven, die man Einen um den Anderen emancipirt, sich dazu verstehen sollten, mit ihren im Joche der Sklaverei gebliebenen ehemaligen Gefährten gemeinschaftlich zu wohnen und zu arbeiten. Die Arbeit als solche erscheint ihnen schon als ein Symbol der Knechtschaft; gemeinschaftliche Arbeit mit Sklaven wird ihnen als eine Fortsetzung des Verhältnisses erscheinen, aus welchem das Gesetz sie treten läßt. Dieser Widerwille ist eine in allen Kolonien durch die Erfahrung beglaubigte Thatsache.

Dies sind in gedrängter Kürze die Gründe, welche die Majorität der Kommission dazu bewogen haben, das System der allmählichen Emancipation abzuweisen und bei der gleichzeitigen stehen zu bleiben. Es fragte sich nur noch, ob man die Zwischen-Verfassung als einen Zustand der Freiheit darzustellen habe, oder als eine Fortsetzung der Sklaverei, eine provisorische Dienstbarkeit, mit deren Ablauf die Freiheit, die wahre Emancipation beginnen sollte.

Die erstere Methode hat England in seinen Kolonien angewendet. Die feierlich emancipirten Sklaven mußten mit dem Charakter von Lehrlingen ihren Herren nach wie vor Zwangsarbeiten thun, und ihr Verhältniß zu ihnen blieb überhaupt genau dasselbe. Kein Wunder, daß sie fast überall sich weigerten, am Tage nach dem Freiheitsfeste ihre Ketten wieder anzulegen, und, mochten sie nun der Ueberredung oder der Gewalt nachgeben, die ganze sogenannte Lehrzeit in Mißmuth und Mißtrauen verlebten.

Biel gerathener ist es, daß man den Sklaven sage: „Ihr werdet bis zu dieser oder jener Epoche bleiben, was ihr seyd; alsdann wird man euch frei erklären. Unterdessen will die Regierung eure gegenwärtige Lage verbessern, erträglicher machen, euch zu der Freiheit heranbilden, deren ihr theilhaft werden sollt.“ Eine solche Sprache ist einfach, aufrichtig, vollkommen verständlich; man wird die Begriffe der Sklaven nicht verwirren, ihre Leiden-

schaften nicht erhitzen. Da ihnen außer der nach einem gewissen Zeitverlaufe zu realisirenden Freiheit nichts mit Bestimmtheit zugesagt ist, so werden sie die verschiedenen Zugeständnisse, die man ihnen während der Uebergangs-Periode macht, als eben so viele Wohlthaten annehmen und nicht jenes Fieber der Erwartung und Hoffnung verspüren, das weder das Gedeihen des Unterrichts, noch das Keimen der guten Gesinnungen fördert.

Das Interesse der Pflanzler, welche Sklaven besitzen, ist bei der Emancipation unstreitig am meisten gefährdet. Da es nun sehr ungerecht wäre, auf ihnen allein die Strafe für ein Verbrechen lasten zu lassen, das dem Mutterlande noch mehr als ihnen Schuld zu geben ist, so hat die Kommission vom 26. Mai nicht angestanden, als Prinzip anzuerkennen, daß der Staat gehalten sey, sie gegen den gewissen Untergang, von dem sie sich bedroht sehen, sicher zu stellen. Nach reiflicher Erwägung der vielen Fragen, welche dieses Prinzip in Anregung brachte, ist man nun zu der Ueberzeugung gelangt, daß folgende vier Maßregeln dem, was die Pflanzler vernünftiger Weise fordern können, genügen werden:

1) Eine hinreichende Frist, damit sie ihre Angelegenheiten ordnen können. Von dem Tage der ausgesprochenen Emancipation an werden die Pflanzler sich genöthigt sehen, von ihren freigewordenen Negern die Arbeit zu kaufen, die sie ihnen bis auf diesen Tag als Sklaven schuldig sind, eine Arbeit, welche der Pflanzler nicht entbehren und welche er nur von den eben erst emancipirten Negern verlangen kann. Der Lohn für diese Arbeit wird nun, da er jedenfalls den Werth des Unterhalts eines Sklaven übersteigt, eine ganz neue Ausgabe seyn, welche den Kosten der Production jedes Kolonial-Unternehmens sich beigesellt. Nach einem in dem Berichte angeführten Beispiele wird dieser nothwendige Zuschuß zu dem auf die Production verwendeten Kapitale für eine Pflanzung, die 200 Sklaven beschäftigt, 30,000 Franken ausmachen.

Wo werden nun die Pflanzler Mittel finden, um diesen Zuwachs an Kosten zu decken? In Ersparnissen können sie das nicht: denn die Meisten von ihnen sind im Verluste, und die Uebrigen haben so geringe Vorteile, daß an keine Ersparniß zu denken ist. Werden sie das Kapital gegen Verpfändung erheben? Allein ihre Pflanzungen sind fast alle schon über ihren Werth belastet; außerdem würden die Pflanzler von Guadeloupe und Martinique nimmermehr Kredit finden, da auf diesen beiden Inseln keine gewaltsame Expropriation erlaubt ist. Es bleibt nur die Entschädigung, die der Staat ihnen bewilligen wird; aber diese Entschädigung könnte ihnen für jetzt nicht zur Verfügung gestellt werden; sie käme an ihre Gläubiger, denen sie durch Hypothek oder bloße Handschrift verpflichtet sind. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Industrielle Buchmacherei. Herr Dr. J. G. Flügel, Konsul der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in Leipzig und Verfasser des rühmlichst bekannten englischen Wörterbuches, hat so eben eine kleine Schrift erscheinen lassen, in welcher er die Unbilden darstellt, die er und sein Buch von mehreren Seiten erfahren haben. *) Wir halten uns um so mehr verpflichtet, auf diese Schrift hinzuweisen, als wir im vorigen Jahre eine kurze Anzeige desselben Lexikons gegeben, das hauptsächlich zu dieser Reclamation den Anlaß geliefert: wir meinen das „Englisch-deutsche Wörterbuch“ von Christ. Friedr. Grieb **). Professor Dr. Gottfried Hermann in Leipzig hat die Schrift des Herrn Flügel durch ein Vorwort eingeleitet, was ihr von vornherein schon als genügende Empfehlung dienen kann. Es wird darin gegen das in unserer Zeit nur zu häufig vorkommende Verfahren protestirt, aus bereits vorhandenen mit vieler Mühe bearbeiteten lexikographischen Werken ohne große Mühe ein neues Lexikon zu sammeln, was namentlich dem Herrn Grieb vorgeworfen wird, der sich zwar rühmt, hinsichtlich der Amerikanismen, so wie in Bezug auf Handel, Dampfschiffahrt &c., ganz neue Forschungen angestellt zu haben, dem jedoch nachgewiesen wird, daß er alle diese Dinge aus dem älteren Flügel'schen, so wie aus dessen neuerem dreisprachigen (kaufmännischen) Wörterbuche, geschöpft habe. Nicht minder unehrenhaft ist man auch in England mit der Arbeit des Herrn Flügel umgegangen. Dort hat nämlich die Firma Whittaker u. Comp. den Namen des Herrn Flügel mißbraucht, um Käufer für ein Lexikon anzulocken, dessen erster (englisch-deutscher) Theil zwar ein etwas verballhornter Nachdruck des Flügel'schen Werkes ist, dessen zweiter (deutsch-englischer) Theil jedoch die Arbeit eines Anderen ist. Vergebens hatte Herr Flügel gegen dieses Verfahren, als noch Zeit genug war, dasselbe abzuändern, remonstrirt. Herr Whittaker sowohl, als die deutschen Sprachlehrer Feiling und Dr. A. Heymann, die ihm dabei behülflich waren, hielten sich durch das angeblich in der ganzen Welt herrschende Völkerverrecht zu ihrer unehrenhaften Handlungsweise berechtigt.

— Der Verfasser der „Schule der Alten“. Das Théâtre Français hat beschlossen, daß eine Marmorbüste des verstorbenen Casimir Delavigne in dem Foyer dieses Theaters aufgestellt, und daß an dem Tage der Beerdigung des Dichters, die in Paris stattfand, auf der Bühne, die so viele seiner Triumphe gefeiert, nicht gespielt werde.

*) Literarische Comparationen und industrielle Buchmacherei. Ein Beitrag zur Geschichte der neueren englischen Lexikographie, von Dr. J. G. Flügel &c. Leipzig, 1842.

**) Stuttgart, 1842.